meiner Kammer zum Gebet niedergelassen, oder draußen unter dem Banne betend gesessen. Da habe ich derer gedacht, die ich den Tag über in der Freude gefunden, daß Gott sie ihres Heiles eingedenk lasse, und deren, die unter dem Kreuze der Leiden seufzten, daß Gott sie tröste in ihrem Kummer. Die Anliegen aller Ortsangehörigen habe ich Gott vorgetragen, denn die armen Menschen bedürfen des Gebetes so sehr!"

Die Stimme Stephans stockte, er war erschöpft; ich legte ihn sanft nieder und befeuchtete seine Lippen mit Wein. Trinken wollte er nicht. Ich stand eine Weile bei ihm und betrachtete mit geheimem Staunen diesen Bettlergreis, der so ruhig, so gottergeben dalag, als ob all das Vergangene ihn gar nichts mehr angehe.

Der Tag neigte sich, als der Pfarrer eintrat, der seine Abendstunden bei Stephan verbringen wollte. Stephan drückte ihm freundlich die Hand, indem sein Blick in wunderbarem Glanze auf dessen Angesicht ruhte. „Dem Johannes habe ich eben erzählt, was ich in den drei letzten Tagen nochmal so reiflich bedacht. Nicht wahr, Herr Pfarrer, Gott hat es sehr gut mit mir gemacht?" „Gott macht immer alles gut," bemerkte der Pfarrer, indem er einen Stuhl nahm und sich neben dem Bette Stephans niederließ; „wenn irgend etwas nicht recht ist, dann sind wir törichte, kurzsichtige Menschen daran Schuld!" „Ja, so ist es," sagte Stephan, „welche Gnade, daß Gott so lange Geduld hat, bis wir es einsehen." Beide schwiegen eine Weile. Mein Herz war von der Erzählung Stephans so voll, er selbst für mich ein Gegenstand solcher Verehrung geworden, daß ich mich nicht getraute, ein Wort zu sagen. Welche Einsicht, welche Frömmigkeit in diesem armen Bettler, mitten in seiner Armut! Wahrlich, hier ist mehr Weisheit, mehr wahre Größe, als in der eitlen Pracht und dem lauten Getöse der Welt gefunden wird, dachte ich bei mir selbst. Und wie ist dieser Arme zu dieser Weisheit gekommen? Gott hat ihn mit empfindlichen Tatsachen belehrt, und wie heilsam hat er sich die Zucht Gottes zu Nutze gemacht!

„Nun, Johannes, begann der Pfarrer, tust du wohl, wenn du jetzt ein paar Stunden zu schlafen versuchst. Bis um Mitternacht bleibe ich hier, dann kommst du zurück und magst, wenn anders Stephan deiner Hülfe nicht bedarf, in diesem Sessel ausruhen. Stephan tut uns so viel Gutes, spendet uns so reichlich von seinen Almosen, daß wir ihm mit geringem Liebesdiensten wohl vergelten dürften, da wir Gleiches nicht zu geben vermögen."

Ich ging, kehrte vor Mitternacht zurück und schlief dann bis an den Morgen in dem Lehnstuhl des Pfarrers. Stephan lag ruhig da, verlangte nichts. Er betete still für sich. Ueberhaupt blieb er den Tag über still, ließ das Kreuz nicht aus den Händen und schaute zuweilen lange und nachdenkend zum Himmel. Als an dem Nachmittage ein schweres Gewitter am Himmel heraufzog, forderte er mich auf, mit ihm zu beten, daß Gott doch die Felder und Menschen vor Schaden gnädig behüten wolle. Auf den Abend stellte sich ein leichter Husten ein, der in Zwischenpausen stärker wiederkehrte. „Gott löst die Seele jetzt auch vom Leibe, nachdem er den ganzen Menschen bei Zeiten von dieser Welt losgemacht," bemerkte Stephan, „aber diese Trennung geht viel leichter von statten. Johannes, es stirbt sich so leicht, wenn man sich wahrhaft in den Willen Gottes ergeben hat." Ich sprach von der Freude, die Seinigen bald wieder zu sehen. Er meinte, sehr groß würde die Verwunderung nicht sein. Seit langen Jahren sei er mit den Seinigen vertrauter geworden, als er es bei Lebzeiten je gewesen. Sie wären ihm gewiß auch jetzt nicht fern. „Wenn ich ein wenig schlummere, sehe ich sie schon. Es ist mehr wie Traum. Johannes, was muß bei Gott der Friede groß sein! Sie sind so ruhig selig, und dabei so freudenvoll! Bald, bald kann ich besser davon sagen." — In der Nacht wurde Stephan schwächer, am Morgen zeigte sich der Husten wieder, aber die Brust war für jede Anstrengung zu schwach. „Lasset mich nun still liegen," sagte Stephan, „mit der Hülfe Gottes und unter dem Beistande der seligsten Gottesmutter will ich dem Tode ruhig ins Angesicht sehen. Betet mir nur zuweilen etwas vor."

Der Pfarrer wich an dem Tage fast nicht vom Bette. Auch er sprach wenig. Mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht ging er mit Stephan um, oft blinkten Tränen in seinen Augen.

Gertrud, die bis dahin nur die äußern Dienste des Hauses wahrgenommen und nur selten in der Kammer Zutritt erhalten, war an dem Tage nicht mehr abzuwehren. Der Pfarrer führte sie selbst herein, nachdem er ihr dringend anbefohlen, sich doch ja ruhig zu verhalten. Als sie die eingesunkenen Augen Stephans sah, und wie das ihm eigentümliche Rot von den Wangen gewichen, war es der guten Frau unmöglich, sich zu halten; weinend kniete sie am Bette nieder und bedeckte die Hand des Bettlers mit Küssen und Tränen. Stephan sah sie ruhig an. „Gertrud," sagte er schwach, „gehe und hole die Kinder." Die Witwe stürzte zur Türe hinaus. Wenige Augenblicke darauf kam sie wieder, Annemariechen voraus, die Kleineren an der Hand; die beiden größern folgten. Alle weinten laut auf. Stephan bat, man möge ihn aufheben. Ich ging dem Pfarrer dabei zur Hand. Dann hieß der Sterbende die Kinder zum Bette treten, die Kleineren zuerst. Er legte die welke Hand auf ihr Haupt, betete still in sich und bezeichnete sie dann mit dem heil. Kreuzzeichen. Als die Nachbarn, die durch Gertruds Weinen aufmerksam geworden und ihr nach in die Kammer gedrungen waren, sehen, was vorging, liefen mehrere weg. Bald kamen sie mit ihren kleinen Kindern herbei. — Stephan hatte sie ja alle lieb gehabt. — knieten nieder und warteten, bis der Greis den größern Kindern Gertruds den Segen erteilt hatte, dem einige Worte an Gertrud selbst folgten, mit denen der sterbende Greis das arme, lautschluchzende Weib zum Gottvertrauen und zur Ergebung in den hl. Gotteswillen ermahnte. Kein Auge blieb trocken. Dann rückten die andern Mütter und Väter herbei und baten, Stephan möge auch ihre Kinder segnen. Ein ganzer Kreis kniete vor dem Bette in Gegenwart des Pfarrers, der dem aufblickenden Greise zuwinkte, nur fortzufahren. Stephan nahm alle seine Kräfte zusammen, segnete Jung und Alt und ließ sie dann sein Kreuz küssen. Es war ja eine teure Reliquie in seinen Händen. Als er fertig war, sieht er sich nach mir um. Ich überließ ihn dem Pfarrer, kniete vor sein Bett nieder und ergriff das Kreuz, das auf seinem Schoß lag. Beide Hände legte er mir aufs Haupt und betete lange. Mir war, als ob ein höherer Geist mich erfasse und mir einen glühenden Strom durch die Seele gieße, — das Kreuz küssend, ließ ich das Gesicht auf das Bett sinken und empfing den Segen des sterbenden Bettlers, wie eine Gottesgabe. — Als ich aufstand, drückte Stephan mir seinen Rosenkranz in die Hand, reichte das Kreuz dem Pfarrer hin; — er wollte noch etwas sagen, doch die Stimme stockte, — er sank dem Pfarrer in den Armen zusammen. Todesblässe überzog sein Gesicht.

Langsam legte ihn der Pfarrer nieder und das Kreuzbild wieder in seine Hand, bekleidete sich dann mit der Stola und begann die Totengebete der Kirche. Annemariechen stand, die Händchen gefaltet, betend und weinend am Fuße des Bettes. Ihr nasser Blick war starr auf das Angesicht ihres Wohltäters gerichtet, als erwarte sie etwas, was sie fürchtete, aber nicht kannte. Gertrud lag in den Knien am Boden. „Gott lohne es ihm, was er an meinen armen Kindern getan, in Ewigkeit!" rief sie ein über das anderemal in die Gebete hinein. — Stephan schlug nach einer Weile nochmal die Augen auf, der verklärte Glanz des seligen Jenseits strahlte aus ihnen, aber wie der Blitz, er erlosch schnell, — dann zog er langsam das Kreuzbildchen nach seinen Lippen, sein Auge war tief gebrochen, sein Mund öffnete sich, — Annemariechen tat einen lauten Schrei — ein leiser Ruck und sein Körper legte sich mehr ruhig zusammen, als er sich streckte, ein Hauch — und Stephan hatte das Tor der Ewigkeit durchschritten. Der Bettler starb wie ein Heiliger. Noch nach seinem Tode lag ein Friede auf seinem Angesichte, wie auf dem eines schlafenden Kindes. Die ganze Nachbarschaft weinte bei seiner Leiche.

Sein Begräbnis war ehrenvoll. Das Kreuzbild in der Hand hielt der Pfarrer mit mühsamer Fassung dem Hingeschiedenen während dem Amte die Leichenrede. Die ganze Gemeinde hatte sich eingefunden. Das Kreuzbild trägt jetzt der Pfarrer auf seinem Herzen, es ist eine lehrreiche Predigt selbst für Pfarrer. Gertrud wohnt im Häuschen Stephans, so war es sein letzter dem Pfarrer offenbarter Wille. Ihre Kinder beten jeden Abend für Ohm Stephan. Annemariechen besteht jedes Jahr am Sterbetage sein Grab mit Blumen. Sein Andenken ist bei allen gesegnet. Möge sein Tod zur Freude werden für Arme und zum Exempel für Reiche, dann wird sein Segen weiter reichen, als seine Hand vermochte.

Sprüche der Weisheit.

Man lehrt die Menschen alles, nur nicht ganze Menschen zu sein, und doch bilden sie sich gerade darauf gerne etwas ein. Sie sind also nur auf das stolz, was sie gar nicht lernen und meist gar nicht sind.

Kleinigkeiten können uns trösten, weil Kleinigkeiten uns betrüben.

Güldene Brockensammlung.

In der Zeitung las ich heut': — Auf der . . . straße — Gold und Silber wird' bewert't — Mit dem höchsten Maße — Selbstverständlich in Papier — Wird das Gold verwandelt — Und es selbst für höheren Wert — Andern dann verhandelt — Wohl begreife ich es gut — Viele wird es locken — Daß sie bringen schleunig hin — Ihre gold'nen Brocken — Weil sie rechnen: gut Geschäft — Kannst du mit den Sachen — Bei dem Wechsler da im Nu — Wieder einmal machen — Wer so denkt, der gibt u n s nichts — Für, was wir bezwecken — Bliesen wir auch die Posaun': — Ihr Interesse weckt — Würd' da ihnen's Geld zu lieb — Nimmermehr gelingen — Drum wir immer unf're Bitt' — Nur zu denen bringen — Die von ihrem Ueberfluß — Gerne uns was geben — Wünschend keinen ird'schen Lohn — Nur im ew'gen Leben — Den in Himmels Herrlichkeit — Selig einst zu schauen — Dem die goldene Monstranz — Wollten sie zur Wohnung bauen.

Aus Köln 31 Fünfzigpfennigstücke in Silber.
Aus Köln eine goldene und 2 silberne Medaillen.
Aus Köln 25 Mark.
Aus Kaiserau ein goldenes Medaillon, 5 Mark und 2 mal 3 Mark in Silbermünzen.
Aus Neuß 2 Silbermünzen 5 und 3 Markstücke.
Aus Düsseldorf Marienhospital 4 goldene Ringe, 1 Paar Ohrringe, Kreuz, Medaillon und Brötchen.
Ungenannt aus Köln 5 Mark.

Annahmestelle in Viersen:
Ehrw. Schwestern im Waisenhaus zu Viersen.

Annahmestelle in Süchteln:
Ehrw. Schwestern im Irmgardishause.

Kloster Marienberg, Neuß.

Von Neuß 1 Serviettenring und 1 silberner Löffel.
Von Gindorf 1 Goldstückchen u. e einige Goldsachen.
Von Kaarst 2 Ohrringe, 2 Ringe, 1 Herzchen und 2 Mark in Silber
Von Neuß einige Brötchen und 50 Pfg. in Silber.
Von Neuß 4 kleine Silberstückchen.
Von Büttgen 3 silberne Löffel, 5 Mark in Silber, 1 Brosche und 1 Nockadel.
Von Neuß 1 Kreuz mit Wachsperlen verziert, 1 Uhr, 1 kleines goldenes Kreuzchen und 1 Ring.
Von Neuß 5 Mark in Silber.
Von Neuß 2 Silberstückchen.
Von Lüttenglehn 1 Zweimarkstück in Silber, 1 Uhr, 1 Ohrring.

Aus Kaarst 21 Mark für ein Heidenkind Josef.
Aus Neuß 22 Mark für ein Heidenkind Judas Thaddäus.
Aus Neuß 21 Mark für ein Heidenkind Antonius.

St. Quirinusblatt 1919
gebunden zum Preise von Mk. 9.— zu haben in der Geschäftsstelle der Neuß-Grevenbroicher Zeitung, Neuß, Niederstraße 46.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei, Neuß.



St. Quirinus-Blatt

Wochenschrift zur religiösen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

R. BRENDOW, MOERS & Co.

Nr. 10. Sonntag, 7. März. 1920

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 7. März: Thomas.
Montag, den 8. März: Johannes v. G.
Dienstag, den 9. März: Franziska.
Mittwoch, den 10. März: 40 Märtyrer.
Donnerstag, den 11. März: Rosina.
Freitag, den 12. März: Gregor der Große.
Samstag, den 13. März: Ernst.

Sonntagslesung.

F. wird von den Leuten über etwas getadelt. Da sagt er: „Wer kann es allen recht machen? Bin ich der Leute Knecht? Nun gerade will ich zeigen, daß ich nichts nach ihnen frage." Allein, kaum hat er ausgeredet, greift er nach seiner Frühjahrskleidung, denn niemand, sagt er, trägt noch Pelz und Mantel. Also sieht er doch auf Meinung und Urteil der Leute. Nur da soll dieses Urteil nichts gelten, wo es seiner Neigung oder Leidenschaft entgegentritt. Da beredet er sich, es sei seiner Selbständigkeit unwürdig, von demselben abhängig zu sein.

Exerzitienbetrachtungen.

IX.

Die Sünde als Undank.

Die Sünde ist eine Empörung gegen Gott, eine Beleidigung, Verunehrung und Schmähung, die durch die in ihr sich zeigende Undankbarkeit noch eine besonders häßliche Färbung bekommt.

Wen beleidigen wir denn in der Sünde? Gott, unseren Schöpfer, unseren König, unseren Herrn. Ja, ich sage noch mehr, ist er nicht unser Vater, durch den wir überhaupt sind, was wir sind? Der uns überaus lieb hat und der alle unsere Liebe verdient! Gibts ein Wort, das neben dem Worte Mutter mehr von Liebe spricht, als das Wort Vater? Er will ja auch nichts anderes als Liebe von uns. Er hat als unser Erlöser uns erkauft mit seinem Blute.

Vergessen wir für einen Augenblick die Rechte, die er auf uns hat, seine Größe, Hoheit, Erhabenheit und Majestät, denken wir nur allein, daß er unser Vater und Erretter ist, daß in seinem Herzen nichts anderes sich findet, als Liebe zu uns, und daß er sich nur, wenn wir einmal menschlich sprechen wollen, betrübt, weil er in unseren Herzen so viel Kälte und Gleichgültigkeit findet.

Aber sagen wir uns einmal offen ins Gesicht, findet sich in der Sünde nur eine gewöhnliche Abkehr von Gott, eine Undankbarkeit, wie sie unter Menschen einfachen Wohltätern gegenüber vorkommt? Bedenken wir auch, daß, um Gott überhaupt beleidigen zu können, wir gerade die Kräfte, die Wohltaten, die er uns geschenkt hat, anwenden und gebrauchen müssen?

Sind denn nicht unser Verstand, unser Wille, die Glieder unseres Leibes die Mittel, die wir besitzen, um unsere Leidenschaften überhaupt befriedigen zu können, sind das nicht alles seine Gaben? Und nun machen wir sie zu Werkzeugen unserer Treulosigkeit gegen ihn?

Was würden wir von einem Sohne sagen, der von seinem Vater zu seinem Geburts- oder Namenstage ein schönes Jagdgewehr zum Geschenke erhielt, und er brauchte dasselbe, seinen Vater zu erschießen? Was von einem Jüngling, dessen Talente sein Vater auf hohen Schulen hat ausbilden lassen, und der nun später in seinem Hochmut über die Ansichten, Mahnungen und Befehle seines Vaters spottet? Macht es denn der Sünder nicht vielfach so mit Gott, seinem Vater?

„O mein Volk," sagt Gott selbst beim Propheten, „was tat ich dir, oder womit hab' ich dich betrübt? Wie, meine milden und süßen Gaben sind es, die du in deiner Hand zu harten Steinen werden läßest und zum Angriff gegen mich erhebst? Blicke einmal hin auf den Stall und die arme Krippe, in denen ich den Tag meiner Geburt begangen, auf die Erde, die ich begossen habe mit meinen Tränen und meinem blutigen Schweiße, auf meine Armut, meine Erniedrigung, meine Schmerzen, mein Kreuz, mein Blut, und bei all dieser Liebe erklärst du in deinem sündhaften Tun mir den Krieg?" Der aegyptische Joseph hat einst von Pharao gesagt: „Ich kann nicht Verrat üben an einem Herrn, der mir alle seine Güter anvertraut hat." Habe ich denn dir nicht alles gegeben, was du dein eigen nennst? Sprich, wenn du nicht zufrieden bist, ich bin bereit, dir von allem die Nutznießung zu gewähren.

Betrachte im einzelnen, was ich dir geschenkt. Ich ließ dich geboren werden von frommen Eltern, die dir eine christliche Erziehung gaben, ich gab dir liebe Geschwister als Gespielen deiner Jugend, einen guten Gatten, eine liebe Gattin, klaren Verstand, ein für das Gute empfängliches Herz, das einst Freude an der Tugend hatte. Wie oft hast du mich beleidigt, und so oft habe ich dir wieder verziehen! Du hast mich verlassen und immer habe ich dich wieder aufgesucht. Meine Gnaden, meine Sakramente, mein heiliges Fleisch und Blut, alles war für dich. Was habe ich dir denn Leids getan, das dich veranlaßt, meinem Willen dich zu widersetzen?

O ja, was hast du mir alles gegeben, o Gott. Mit Gnaden hast du mich überhäuft. Hätte ich weniger davon empfangen, ich wäre weniger schuldbar. Gerade deine übergroße Liebe verurteilt meine sündhafte Lebensführung, weniger von dir geliebt, meine Undankbarkeit wäre verzeihlicher. Oft, so oft hast du mir verziehen. Hätte der Blitz deiner Strafe mich bei der ersten schweren Sünde getroffen, von wie viel weiteren Beleidigungen durch mich wäre deine Majestät verschont geblieben.

Sieh, o Gott, was hast du mir getan und ich dir? Ich habe dich mißkannt, beleidigt, deine Liebe und deine Gnade den bösen Begierden meines Herzens geopfert. Von deiner Seite nichts als Gnaden, Wohltaten, Nachsicht und Güte, und das alles zu jeder Zeit, alle Tage und Stunden meines Lebens. Und von meiner Seite Gleichgültigkeit, Undankbarkeit, Ungehorsam; und ein großer Teil, vielleicht das ganze Leben zeigt tiefe, vielleicht heute noch frische Spuren davon. Ich hatte und habe dich beleidigt und habe heute noch nicht aufgehört, es zu tun.

O du Gott der Liebe und des Friedens, wie ist es möglich, daß ich mein Herz dir so entfremden konnte? Du starbst für mich, und neue und tiefe Wunden schlage ich deinem Herzen. Ich so empfindlich, zu empfindlich, so hingegeben an die, die mich lieben in der Welt, ich, der ich jede Undankbarkeit bei anderen hasse und verurteile, ich, der ich mich nicht trösten kann, wenn ich als Braut den Bräutigam, als Kind den Vater, als Freund den Freund gekränkt habe, ich scheue mich nicht, den Bräutigam meiner Seele, den besten Vater, den treuesten Freund, meinen Gott, durch schwere Sünden zu beleidigen.

O Liebe des göttlichen Herzens, laß einen Funken dieses heiligen Feuers in meine Seele fallen, daß ich von nun an alle die Stunden hasse und bereue, wo ich aufgehört hatte, dir zu gehorchen und dein Kind zu sein.

Gelgarten und Tabor.

Zum Trauergarten mit dem Heiland gingen — Die treuen Jünger, die auf Tabors Höhen — In sel'ger Wonnescham den Glanz gesehen — Der Wunder, so da Gottes Sohn umfingen. — Nun schau'n sie ihn mit Todesschauern ringen, — Nun hören sie ihn bang und bebend flehen: — „O Vater, laß den Kelch vorübergehen! — Laß meine Not zu Deinem Herzen dringen!" — So ringt der Meister, doch voll Schlummer nicken — Die Jünger schon, und keiner denkt der Worte: — „O Herr, wie gut ist sein an diesem Ort!" — Einst kommt die Zeit, da sie mit andern Blicken — Der Erde kurze Lust und Leiden messen — Beim Oelberg selbst den Tabor froh vergessen.

Wilh. Kreiten S. J.

Der Wandel in der Gegenwart Gottes.

VI.

Wir zeigten in den vorhergehenden Artikeln, welch vorzügliches Mittel, um zur Tugend zu gelangen, der Wandel in Gottes Gegenwart sei. Ferner sprachen wir von der Art und Weise, wie man sich Gott vergegenwärtigen könne. Es bleibt uns nun noch übrig, auf einige Einzelübungen aufmerksam zu machen, die uns diesen Wandel in Gottes Gegenwart erleichtern.

Was den Wandel in Gottes Gegenwart leicht macht und sehr fördert, ist zunächst die häufige Verrichtung von sogenannten Stoßgebeten.

Stoßgebete sind nichts anderes, als kurze, aber lebhafte Anmutungen, die sich mit einem starken Appell an das Herz Gottes wenden und das eigene Herz zu größerer Liebe entzünden.

Uns Heutigen sind diese Stoßgebete bekannt und geläufig, als viele kleine mit Ablässen versehene Anrufungen zum Herzen Jesu, zu Maria, zum hl. Josef und andere. Doch kannten nach dem Zeugnisse des hl. Augustinus schon die frommen Einsiedler in der aegyptischen Wüste dergleichen Stoßgebete, wenn auch in anderer Form, die sie bei ihren Handarbeiten verrichteten.

Abgesehen nämlich von den genannten kleinen Ablaßgebeten, eignen sich zu dieser Uebung besonders kurze, der hl. Schrift, zumal den Psalmen, entnommene Worte, die ein Verlangen nach Reue, Liebe, Hingabe, Vertrauen, Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes und barmherzige Verzeihung der Sünden in sich schließen, als da sind: „Herr, eile deinem Diener zu Hilfe"; „Ein reines Herz erschaffe in mir, o Gott"; „Erbarme dich meiner, nach Deiner großen Barmherzigkeit"; „Dein Wille geschehe"; „Den rechten Geist, o Herr, erneuere in meinem Innern".

Wer diese Akte tagsüber von Zeit zu Zeit erneuert, der hält sich mit leichter Weise in Gottes Gegenwart, nährt das Herz mit guten Gedanken und wehrt der Sünde den Eingang in sein Herz.

Ein zweites Mittel, sich in der Gegenwart Gottes zu erhalten, bietet die oftmalige Erneuerung der guten Meinung. Ein guter, frommer Christ ist ja gewohnt, dieselbe jeden Morgen zu erwecken und so dem ganzen Tagewerke mit allem, was es umschließt, die Richtung auf Gott zu geben.

Es ist jedoch von Wichtigkeit, wenn man im Laufe des Tages, meinetwegen beim Stundenschlag oder beim Uebergang zu einer neuen Beschäftigung, die gute Meinung ausfrischt und damit sich auch wieder für einen Augenblick lebhaft in Gottes Gegenwart versetzt. Dadurch macht man den Tag zu einem ununterbrochenen Gebetsverkehr mit Gott und verwandelt alles zu verdienstlichen Werken für die Ewigkeit.

Ein besonderes allgemeines drittes Mittel, sich leicht in Gottes Gegenwart zu erhalten, besteht darin, daß man je nach seinem Stande und seinen Beschäftigungen möglichst die Einsamkeit und Zurückgezogenheit liebt. Ordensleute können gemäß ihrem Berufe leichter in einsamer Stille ihre Arbeiten verrichten und dadurch den Geist des Gebetes und der Sammlung bewahren, als dies den Weltleuten möglich ist. Deswegen ist man ja eben ins Kloster gegangen, weil einem hier der Wandel in Gottes Gegenwart so leicht wird. Das gilt aber nicht bloß für die beschaulichen, sondern auch für die in der Krankenpflege und im Lehrberufe tätigen Genossenschaften. Es wäre traurig, wenn ausgerechnet diejenigen, die als Klosterleute eine Hauskapelle haben und so mit dem göttlichen Heilande unter einem Dache wohnen, sich nicht des Wandels in Gottes Gegenwart befleißigten.

Und wie wichtig ist dieser Wandel vor Gottesaugen auch für die Ordensleute. Auch die Klostermauern bieten Platz, wo die Eigenliebe ihr Nößlein tummeln kann, und mit der Eigenliebe die kleinen Verdrießlichkeiten, Launenhaftigkeiten und Selbstsüchteleien sich einstellen können, die den so schönen Paradiesesfrieden des Klosters stören. Eine Ordensperson, die sich an diesen Wandel in Gottes Gegenwart gewöhnt, die sich erinnert: „Wo ich bin und was ich tu, sieht mein Gott, mein Vater, zu", die wird ihre Arbeit tuen, im Gebete fromm, in der Erfüllung der Gelübde und Regeln gewissenhaft, gegen die Vorgesetzten gehorsam und im Umgange mit anderen durch Demut und Sanftmut die Liebe bewahren. Vor allem sind Vorwitz und Neugierde hier ein zu meidendes Hindernis für die Vergegenwärtigung Gottes.

Aber auch diejenigen, die in der Welt leben, können sich Gott gegenwärtig halten, zumal viele aus der Frauenwelt, in herrschaftlicher wie in dienender Stellung. Vollziehen sich doch ihre häuslichen Beschäftigungen vielfach ungestört und oft genug allein und von anderen getrennt. Sollte es denn da nicht möglich sein, am Stickrahmen an Gott zu denken, in der Küche, beim Waschen, beim Bügeln und selbst beim Rasseln der Nähmaschine, wo der Faden wie von selbst seine Arbeit tut?

Doch auch da, wo Stand und Obliegenheiten eine solche Sammlung nicht gestatten, wird Gott, wenn es nicht an gutem Willen fehlt, auf besondere Weise helfen, mit ihm möglichst vereinigt zu bleiben. Gibts doch Personen, die selbst mitten im Gewühle äußeren Treibens und weltlichen Verkehrs niemals die ruhige und sanfte Erinnerung an Gottes Gegenwart aus dem Auge verlieren.

Vieles hindert ja die Leute in der Welt, die Vergegenwärtigung Gottes beständig zu pflegen. Ein solches modernes, den heutigen Verhältnissen entstammendes Hindernis, das frühere Zeiten weniger gekannt, ist das viele Zeitungslesen. Wenn dem Geiste da jeden Morgen alles Mögliche und Unmögliche, Wichtiges und Bedeutungsloses, Wahres und Unwahres, zur Aufnahme, zum Kauen und Verdauen vorgesetzt wird, dann wird er übersättigt, dann wird der Kopf derart mit den Sandkörnern angefüllt, daß die öftere Erinnerung an Gott sich aus diesem irdischen Schutthaufen nicht erheben kann. Der ganze Kopf ist wie ein Kino, in dem der mit tausend Bildern geschmückte Film abläuft, und die Phantasie zu einem buntfarbigen Kaleidoskope macht. Wer gesammelt bleiben will, halte besonders auch in dieser dazu vielfach geistig wenig eintragenden Lektüre Maß.

Im Kloster ist man ja vor diesen und vielen anderen Zerstreuungen, die die Welt bietet, bewahrt, aber eine Untugend, eine recht weibliche —, sie stammt schon aus dem Paradiese und war die Veranlassung zum Sündenfalle, — kommt doch auch im Kloster vor, daß ist die Neugierde, eine sehr schlimme Feindin der Sammlung und das bedeutendste Hindernis, in Gottes Gegenwart wandeln zu können. Es gibt so Schwestern im Kloster, sie sind natürlich nicht bei uns im Hause, die wissen rein alles, was im Hause vorgeht, auch was sie gar nicht angeht, sie sind die reinsten General-Anzeiger. Wer aber die Neugierde bekämpft, verschafft sich 4 Vorteile:

1. er bewahrt sich vor viel Sorgen und Aufregungen, denn, was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß,

2. er ist leichter im Stande, was so wichtig ist, seine Zunge zu hüten, denn, wovon ich nichts weiß, davon spreche ich auch nicht,

3. hat er mehr Zeit, auf sich selbst zu achten, weil er nicht auf andere achtgibt,

4. bewahrt er sich auf diese Weise vor vielen Sünden gegen die Liebe.

Die Welt, sagt nicht unrichtig der Philosoph Montaigne, treibt nichts mehr als Schwatzen, und ich habe noch keinen Menschen gesehen, der nicht eher mehr, als weniger gesprochen hätte, als nötig war. Gleichwohl geht die halbe Lebenszeit damit um.

Wir, liebe Leser, wollens nicht so machen, wir wollen gerne und oft mit dem lieben Gott sprechen und uns gern mit ihm unterhalten, und das gelingt uns am besten, wenn wir uns bemühen, oft an ihn zu denken und in seiner heiligen Gegenwart zu wandeln.

„Wandle vor Gott und sei vollkommen", in dem Satze liegt alles, was nötig ist, um unsere Seele zu retten und in den Himmel zu kommen.

Bekenntnis.

Wir gaben in der letzten Nummer in dem Artikel „Barmherzigkeit" der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck, Gott werde wegen der barmherzigen Liebe, die das deutsche Volk in so vorzüglichem Maße und in vorbildlicher Weise auf allen Gebieten übe, auch ihm barmherzig sein. Dazu ist aber notwendig, daß das Volk selbst — auch der katholische Teil — seine Fehler einsieht und dieselben demütig eingesteht. Leider lassen wir uns viel zu viel durch vorgefaßte Meinungen von dieser Gewissenserforschung, durch die uns Erleichterung, aber auch Reue käme, abhalten.

Die Einen machen die verflossene Regierung für alles verantwortlich, den Kaiser mit seinem Säbelgerassel und seinen phantastischen Eroberungsplänen und seinem: Die Zukunft liegt auf dem Wasser, den Kronprinzen mit seinen alldeutschen Neigungen, die Staatsmänner, weil sie unfähige Diplomaten gewesen, den fähen Einfall in Belgien, der uns die Sympathien auch der Neutralen genommen, das törichte Draufgehen einiger Heerführer, die uns die Marneschlacht verlieren ließen, den Ubootkrieg etc. Aber all diese Anklagen vergessen den Anteil, den wir selbst am Unglück des Vaterlandes haben.

Man sollte doch einmal aufhören mit all den Vorwürfen und Anschuldigungen gegen einzelne Personen, die vielleicht gar nicht berechtigt sind, und die uns blind machen, anstatt uns klar sehen zu lassen, die uns vor der Welt und vor uns selbst erniedrigen, ohne uns zu rechtfertigen.

Die größte Schuld an dem nationalen Unglück tragen wir

selbst. Wir sind in den letzten fünfzig Jahren schnell reich und damit üppig geworden. Die alte, echte deutsche Bescheidenheit, Zucht, Einfachheit war uns in materialistischer Denkweise und einer weitverbreiteten sittlichen Verkommenheit verloren gegangen.

Die widernatürliche Beschränkung der Kinderzahl, die in den letzten Jahren, allen Gesetzen der Vorsehung Hohn sprechend, in schreckenerregender Weise in die Erscheinung trat, erniedrigte und entwertete das Familienleben. Die Anbetung des Erfolges, der Mammonsgeist und die Geldgier, die in allen Schichten der Gesellschaft sich zeigte, machte das Denken gemein und ließ auch Kunst und Wissenschaft vielfach, wie der Dichter sagt, nicht mehr als hehre Himmelstochter, sondern als milchgebende Kuh betrachten, sie in den Dienst der Geschäfte und des Gelderdienens treten und damit natürlich von ihrer Höhe herabsteigen und in der Sphäre sich bewegen, wo man den niederen Trieben schmeichelt.

Die Selbstbeherrschung, die das natürliche Fundament für alle Erfolge ist, war durch den allgemein verbreiteten Grundsatz, der Mensch müsse sich ausleben, gelähmt und fast verschwunden. Die Arbeitskultur war in Genußkultur übergegangen, der Begriff des Opfers fehlte und als darum die erste Begeisterung des Krieges vorüber war, und die Gefahren größer wurden, da brach auch in dem zum Teil durch revolutionäre Ideen durchwühlten Heer der Patriotismus und die Disziplin zusammen.

Notwendig ist es für uns, diese Fehler sich einzugestehen und mit dem Psalmisten zu sagen: „Siehe, ich erkenne meine Schuld. Dir allein habe ich gesündigt und Böses vor dir getan."

Den Namen Gottes und seines eingeborenen Sohnes, vor dem sich doch alle Kniee beugen sollen, hat man den geehrt? Wurde nicht vielmehr der Glaube an Gott und die Menschwerdung seines Sohnes von vielen, die sich gelehrt dünkten, unter die Sagen und den Aberglauben verwiesen, und die solche Lehren enthaltenden Bücher, wie die Welträtsel von Haeckel, in vielen hunderttausend Exemplaren verbreitet und gelesen? Die von Materialismus durchtränkte Sozialdemokratie, die die Leugnung Gottes als Fundamentalgrund für sich aufstellt, höhnte in ihren Zeitungen in niedriger Weise über alles, was christlich und kirchlich war. Blätter erschienen in München und anderswo, die in Bild und Wort die Verspottung der Religion und der christlichen Sitte sich zur Aufgabe stellten und Grundsätze predigten, die, wenn sie befolgt wurden, und wie viel geschah das, den Menschen auf die Stufe der Tiere erniedrigten.

Einen Tag in der Woche hat Gott der Herr bestimmt, an dem das Geräusch der Welt ruhen, die Seele in sich selbst zurückkehren und des Umganges mit Gott pflegen soll. Und was hat man aus dem Tage, dem Sonntage gemacht? Ward nicht der Tag des Herrn meist der Tag aller Ausschreitungen, ein Tag, an dem die wilden Leidenschaften vielfach sich in einer Vergnügungssucht austobten, die keine Grenzen kannte? Wir kennen zu wenig von dergleichen Dingen, aber sind denn heute nicht Tänze aufgekommen so niedriger, gemeiner Art, wie man sie früher nie gekannt?

Und das ist doch gerade der Tag, wo Gott der Herr uns ganz besonders seine Gnaden schenken will. Kann man sich wundern, wenn wir wirklich ein gottverlassenes Volk wurden?

Aber, könnte man einwenden, ist denn wirklich das Sittenverderbnis ein allgemeines, sind die genannten Anschauungen nicht doch nur bei einem kleinen Teile des Volkes verbreitet gewesen, und haben die beklagten Uebelstände sich nicht nur hier und da, oder nur in Großstädten gezeigt? Wie tröstlich, wenn das wahr wäre. Aber nein, die Ansteckung war allgemein. Wenn wir nur die überhand nehmende Vergnügungssucht zum Beweise herbeiholen wollen: Wie viele Tanzlustbarkeiten gab es früher auf dem Lande, wie viel jetzt?

Und dürfen wir Katholiken hochmütig mit dem Pharisäer sagen: „Ich danke dir, daß wir nicht sind, wie die anderen Menschen?" Hat nicht der Krieg und Vieles, was darin geschehen, uns zu unserem Schrecken gezeigt, daß in Stadt und Land, das äußere religiöse Leben, das sich im Kirchenbesuch und Sakramentenempfang zeigt, eine dünne, brüchige Decke war, unter der sich viel verbarg, was sich nicht durfte sehen lassen? Trifft nicht da vielfach der Vorwurf des göttlichen Heilandes zu: „Das Volk ehrt mich mit den Lippen, aber ihr Herz war fern von mir?"

Stehen wir denn jetzt nicht in manchen ganz katholischen Landgemeinden vor Erscheinungen des Unglaubens und der Sittenlosigkeit, auch des Wuchers und der Ungerechtigkeit, die nicht zu erklären wären, wenn wir nicht annähmen, es habe schon lange Zeit an einer eigentlich tiefen Auffassung, an einer Verinnerlichung des Christentums, an einer wahren, soliden Frömmigkeit und Religiösität gefehlt, es sei bei Vielen nur noch ein Mittun gewesen, dem jede Wärme und Begeisterung gemangelt, ein Verwahren und Pflegen einer Schale, aus der der Kern herausgefallen!

So haben wir wirklich keine Ursache, uns über Gott zu beklagen. Wir müssen uns vielmehr sagen: mea culpa, Unser ist die Schuld, unser die größte Schuld. Wir sind nicht mehr das alte Deutschland, auch vielfach nicht mehr die alten, gewissenhaften, treuen, frommen Katholiken.

Gewiß sehen wir unter den Trümmern manches Gute: Der Sakramentenempfang hat zugenommen, aber kann man auch sagen: bei allen, oder nur in bestimmten Kreisen? Damit, daß viele Kommunionen ausgeteilt werden, ist noch nicht bewiesen, daß auch die Zahl der Kommunikanten, auf alle verteilt, in gleichem Maße zugenommen hat.

Sehen wir einmal ab von der pflichtmäßigen Sonntagsmesse, die doch von so vielen, die sich katholisch nennen, versäumt wird. Sollte man aber nicht erwarten, mit der häufigen Kommunion würde sich auch ein größeres gottesdienstliches Leben, ein zunehmender Kirchenbesuch entwickelt haben? Und da ist ja jeder durch seine eigenen Augen ein kompetenter Zeuge. Und ist da die Erfahrung nicht eine recht traurige?

Wohl finden wir heute bei den Katholiken eine Regsamkeit in Gründung einer Menge von Vereinen und Veranstaltungen, die alle zuletzt der religiös-sittlichen Hebung und Bildung dienen, wie eine frühere Zeit sie nie gekannt? Gewiß! Aber bewegt sich denn nicht doch hier Vieles an der Peripherie? das Innere aber wird nicht erfaßt! Wie viel Eitelkeit spielt bei all den Dingen mit! Wird die verletzt, hört auch vielfach die Vereinsmitgliedschaft auf, wo die nicht auf ihre Rechnung kommt, ist auch der Eifer verflogen.

Doch wir wollen nicht anklagen, aber das dürfen wir wohl sagen: Es fehlt uns nicht bloß vielfach an Selbstverleugnung und Entsagung, sondern auch an Verständnis dafür, daß das die Fundamente sind, auf denen eine religiös-sittliche Erneuerung sich aufbauen muß. So lange wir die Selbstverleugnung, Demut und Entsagung und die auf ihnen sich aufbauende selbstlose Nächstenliebe in unserem Leben scheuen, werden wir, ob wir nun Priester, Ordens- oder Weltleute sind, die Welt nicht verbessern. Denn mit der Selbstbesserung beginnt die Weltverbesserung.

Möge Gott uns verzeihen, was wir gegen ihn getan, die wir sein göttliches Gesetz vergaßen, seine Gnade zurückgewiesen oder unbenutzt gelassen, dem Stolze und der Lüsternheit uns in die Arme geworfen hatten.

Unser Herz, jedes Zügels los, ließ sich gewinnen für jede verführerische Verlockung. An Leichtfertigkeit gewöhnt, hatte es die Scheu verloren, die die Fehler verbirgt, und man schreckte nicht mehr davor zurück, auch vor der Welt als leichtsinnig und kokett zu erscheinen und sich zu den Grundsätzen der alten Heiden zu bekennen: „Verführen und sich verführen lassen, das sei eben die Welt."

Wir möchten bei dieser Lage verzweifeln an unserer Rückkehr, wenn wir nicht das Wort des Herrn kännten: „Deus sanabiles populos fecit, Gott hat die Völker heilbar erschaffen." Darum wollen wir mit den Worten des Bußpsalmes beten: „Ein reines Herz erschaffe in mir, o Gott, und den rechten Geist erneuere in meinem Innern."

Das Wellengrab.

Aus dem Tagebuch einer 88jährigen.

Auf hoher Bergeskante — Da stand ich lang allein. — Mein Aug' zum Kahn sich wandte — Tief unten auf dem Rhein. — Drin spielten mit dem Ruder — Zwei Burschen wohlgemut. — Da, — über Bord der Bruder — Sinkt in des Rheines Flut. — Es schallt ihr Hilferufen — Laut hoch hinauf zu mir, — Vom Häuschen dort am Ufer — Die Mutter tritt herfür. — Sie weint und ringt die Hände — Und jammert Weh und Ach; — Zu retten sprang behende — Der Ein dem Andern nach. — Die Mutter soh sie ringen — Und sinken tief hinab, — Die Brüder sich umschlingen — Im kalten Wellengrab. — Der Wind trieb mit den Wellen — Den leeren Kahn an's Land, — Die Mutter lag zur Stelle — Ohnmächtig auf dem Sand. — Auf hoher Bergeskante — Stand lang ich noch allein; — Den letzten Gruß ich sandte — Den Brüdern tief im Rhein.

Der Tod eines Bettlers.

9)

Erzählung von A. Kolping.

Tränen strömten über die Wangen Stephans, sein Herz und sein Angesicht erglühte, daß ich mit ihm zitterte, fest drückte er das Kreuz an seine Brust.

„Und die Menschen habe ich auf meinen Wanderungen kennen gelernt, ihre Leiden und Freuden kommen, wachsen und vergehen gesehen. Der Besitz macht so leicht hart, ungerecht und übermütig, die irdische Freude zieht das Menschenherz so leicht von seinem bessern Heile. In der unmäßigen Sorge um die zeitlichen Dinge rauben sich die Menschen zumeist selbst den Frieden mit Gott, der ja nicht von den Dingen dieser Welt herkommt. Ach, Johannes, die Menschen plagen sich meist nutzlos selber und wollen es doch nicht wissen. Selbst die Armut will den Segen nicht erkennen, der in ihre Hand gelegt ist. Die armen Leute dienen so selten mit Freuden ihrem Gott. Dann schickt Gott Leiden. Wie sind die Leiden so notwendig! Wie danke ich jetzt meinem Gott für die Leiden! Doch bessern sie seltener als sie sollten. Von der Arznei weg greifen die Menschen immer nach dem, was krank macht. — Seit dreißig Jahren habe ich an allen Türen unseres Dorfes angeklopft, bei der Freude und beim Leid. Beides ist gewandert mit mir von Haus zu Haus. Wo ich das Kreuz fand, dort erkannte ich immer den Finger Gottes. Deshalb sei um des Kreuzes willen der Herr gebenedeit! — Abends hobe ich mich hier in